

Ruth Fankhauser-Wyss



Ein

*anderer*

wird mich führen.....

*Die Geschichte der Akha-Christengemeinden  
in Nordthailand*



# Ein anderer wird mich führen.....

Die Geschichte der Akha-Christengemeinden in Nordthailand

Ruth Fankhauser-Wyss

**ISBN 978-3-033-05058-3**

Fotos: Peter Wyss und Fritz Fankhauser

Eigenverlag:

Fankhauser-Foto

Dorfstrasse 10

8825 Hütten

[www.fankhauser-foto.ch](http://www.fankhauser-foto.ch)

[info@fankhauser-foto.ch](mailto:info@fankhauser-foto.ch)

Akha-Homepage: [www.akha.ch](http://www.akha.ch)

# Inhalt

## Teil 1

Vorwort	7
Trauer	9
Der Akha-Stamm	14
Der unvergessliche Sonntag	15
Das neue Leben	19
Wie würde Gott weiterführen	21
Ein neues Haus	21
Führung oder Einbildung	22
Mission, was ist das?	27
England Erlebnisse	32
Thailand	41
Verlobung und Heirat	50
Endlich vereint	64
Freudige Nachrichten	68
Wohnen mit den Akha-Christen	79
Als Familie in einem Akha Dorf	92
Die Gemeinde wächst	105
Leiden und Freuden eines Feldleiters	127
Schulung einheimischer Leiter	133
Urlaub und Erholung	135
Gegenangriffe	145
Das Reich Gottes breitet sich aus	149
Das Attentat	159

Nach Hause zu meinen Kindern	175
Ohne Peter weiterleben	183

## Teil 2

Gott führt in ein neues Leben	187
Die Hochzeit	192
Fritz, der interessante Typ	196
Innere Heilung	201
Frauen Frühstücks-Treffen	204
Hinter dem eisernen Vorhang	209
Hütten, das spezielle Dorf	225
Das Jubiläum: 25 Jahre Akha Christengemeinde	228
Grosskinder	238
Ein unvergesslicher Besuch	243
Das Jubiläum: 50 Jahre Akha Christengemeinden	252
Dank	266

## Vorwort

Es war der schwerste Gang in meinem Leben, als ich nach dem erschreckenden Telefonanruf, Peter Wyss und Samuel Schweitzer seien im Dschungel Nordthailands ermordet worden, die traurige Nachricht den Kindern Markus, Damaris und Cornelia, den Eltern von Peter und Ruth, sowie Samuels Familie und seinen Eltern überbringen musste. Das war am 17. März 77. Ich war wie benommen; wie konnte so etwas geschehen?

Peter und Ruth Wyss waren 1½ Jahre zuvor aus ihrem dritten Heimataufenthalt, den sie als Familie in Grüt (Gossau ZH) verbrachten, zu den Akha im Norden von Thailand zurückgekehrt, um diesem verachteten und von der Geisterfurcht versklavten Bergvolk die befreiende Botschaft von Jesus Christus zu bringen und durch ganzheitliche Hilfe ihre Lebensgrundlage zu verbessern. Ihre Kinder hatten sie in der Obhut von Maya und Ueli Obrist in Grüt zurückgelassen, damit sie hier die Schule besuchen konnten. Ein Opfer, das von Kindern und Eltern viel abverlangte.

Mit Peter Wyss verband mich seit unserer gemeinsamen Studienzeit auf St. Chrischona eine tiefe Freundschaft, die sich, als wir beide kurz nacheinander heirateten, auch auf unsere Familien übertrug. Wir hatten ursprünglich geplant, gemeinsam in die Mission nach Thailand zu gehen, was dann aber nicht zustande kam. Dafür wurde mir später die Leitung der ÜMG in der Schweiz übertragen. So dienten doch beide Familien im gleichen Werk.

Die Arbeit von Peter und Ruth bei den Akha hat mich von Anfang an fasziniert. Als ich 1970 erstmals das kleine Dschungeldorf Elefantental mit den drei ersten Christenfamilien Jadschu, Atsa und Aschon besuchen konnte, war das ein ganz besonderes Erlebnis. In

all den Jahren seither habe ich das Werden und Wachsen der Akha-Kirche, sowie den sozialen Aufstieg dieses Volkes mit grossem Interesse verfolgt und betend begleitet. Was Gott aus den mühsamen Anfängen der Pionierzeit durch das Wirken der Missionare und den Akha hat werden lassen, ist ein Wunder. Heute sind über 50'000 dieser Stammesleute in Thailand und den Grenzregionen Christen. Viele nehmen ihren Platz in der modernen Gesellschaft ein. Aber der Preis dafür war hoch. Das 50-Jahr Jubiläum der Akha-Kirche im Elefantental war so etwas wie die Krönung eines von Gottes Geist gewirkten Aufbruches dieses von der Versklavung in die Freiheit geführten Stammesvolkes.

Dass Ruth Fankhauser-Wyss diesen erstaunlichen Wandel der Akha durch die Kraft des Evangeliums, eingebettet in ihre eigene Lebens- und Familiengeschichte, aufgeschrieben hat, erfüllt mich und viele Mitbeteiligten mit Freude und Dankbarkeit. Es ist ein starkes Zeugnis von dem, was Gott auch heute in der Mission noch tut; eine Ermutigung für all jene, die im Gebet dranbleiben. Möge es junge Leute motivieren, ihr Leben ebenso kompromisslos dem Herrn zur Verfügung zu stellen, damit er es gebrauchen kann zu seiner Ehre.

Grüt, im Sommer 2012

Traugott Stäheli

# Ein anderer wird mich führen....

## Trauer

Es war ruhig geworden in unserer Wohnung. Die Kinder waren zur Schule gegangen und ich setzte mich in die Sofaecke in unserem Wohnzimmer. Zeit um allein zu sein mit meinem Gott. Ich nahm das Losungsbüchlein zur Hand und las: 16. März 1978. Wie ein Stich ging es mir durchs Herz: Das ist ja der Todestag von Peter! In mir erstanden die schrecklichen Bilder jenes traurigsten Tages meines Lebens wieder.

Peter, der auf dem schmalen Dschungelpfad lag, steif, starr, tot. Das blutüberströmte Gesicht, die aufgerissene Schädeldecke, die Ameisen, die über das blutverkrustete Gesicht krabbelten und die Fliegen, die um den Leichnam kreisten. Ich konnte es einfach nicht fassen, setzte mich neben meinen toten Mann und sagte nur: „Peter, was haben die bloss mit dir gemacht?“ Und während ich da neben meinem toten Mann sass und die Fliegen verscheuchte, wurde mir auf einmal klar: Das ist nur noch die Hülle von meinem Peter. Er ist jetzt in der Ewigkeit wie es Jesus gesagt hat im Johannes Evangelium im vierzehnten Kapitel: „Habt keine Angst, im Hause meines Vaters gibt es viele Wohnungen und ich gehe jetzt um dort einen Platz für euch bereit zu machen“. Peter geht es jetzt gut. – Das war ein grosser Trost in diesen schrecklichen Momenten.

Dann kam der Häuptling des Dorfes, wo Peter zwei Tage lang zusammen mit seinem Freund mitgeholfen hatte, ein Haus für junge Mitarbeiterinnen zu bauen. Mit ihm kam die Polizei, die er gerufen hatte und diese suchten nun die Umgebung ab, fanden Patronenhülsen und schliesslich auch noch Peters Freund, der etwa 10 Meter entfernt im Gebüsch lag.

Dann gab der Häuptling den Akha-Männern, die herumstanden, den Befehl, zwei Bahren aus Bambus zu machen und die beiden grossen, schweren Ausländer zur Strasse hinaus zu tragen. Mit dem Landrover der Mission fuhren wir die traurige Last ins christliche Spital in Chiangrai, wo wir die Ärzte gut kannten. Es war unterdessen Nacht geworden. Der Chefarzt war noch da. Er war ein guter Freund von Peter und als er seine Leiche erblickte, war er zutiefst erschüttert und dann rief er aus: „Wir haben es euch doch immer gesagt, dass ihr nicht zu diesen Halbwilden gehen solltet. Wenn ihr in der Stadt geblieben wärt, dann wäre das nicht passiert.“

Weil es im christlichen Spital keine Kühlkammer hatte, sandte er uns ins Regierungsspital. Man trug die beiden Leichen in den Waschraum. Dort wollte ein Angestellter Peters Gesicht mit einem Pfannen-Scheuerlappen sauber kratzen. Das hielt ich nicht aus. Ich sandte den Mann nach Hause. Obwohl ich ja wusste, dass Peter nichts mehr spürte, wollte ich sein Gesicht, das mir so lieb und wert war, sanft reinigen. Diesen letzten Liebesdienst wollte ich meinem heiss geliebten Peter noch erweisen.

All diese Szenen standen wieder vor mir an jenem Morgen in meiner stillen Stube und ich weinte heisse Tränen. Es tat fürchterlich weh. Damals, vor einem Jahr, war ich im tiefen Schock und spürte überhaupt nichts. Ich konnte es einfach noch nicht fassen, was da passiert war. Das Verhör am nächsten Tag auf der Polizeistation stand ich ohne jede Gefühlsregung durch. Mein Verstand und meine Gefühle waren voneinander getrennt. Ich konnte Red und Antwort stehen in Thai und verstand auch die Fragen gut, aber ich spürte keine Gefühle. Erst als ich hörte, dass ein Trupp Polizisten rapportierten: „Wir sind in allen Urstamm-Dörfern in der Umgebung gewesen. Alle sprechen mit Liebe und Hochachtung von diesem Peter. Die Urstamm Leute können es nicht gewesen sein.“ Da spürte ich



eine tiefe Erleichterung in meinem Herzen. Unsere Urstamm-Freunde wurden also nicht verdächtigt. Gott Lob und Dank.

Auch an der Beerdigung konnte ich meinem tiefen Schmerz keinen Ausdruck geben. Am Abend kam ich in mein einsames Heim zurück und der erste Gedanke war: „Jetzt muss ich Peter alles erzählen, was heute passiert ist“. Eigentlich wusste ich, dass Peter nicht mehr da war, aber ich konnte es einfach noch nicht fassen oder einordnen. Jetzt aber, ein Jahr danach, da übermannte mich die Trauer und der Schmerz total. Und ich stellte fest: bis jetzt habe ich mir noch gar nie erlaubt, so richtig um meinen Peter zu trauern. Ich wollte stark sein für meine Kinder. Sie sollten neben dem Verlust ihres Vaters nicht auch noch eine ständig heulende Mutter haben. So hatte ich versucht, die Trauer und den Schmerz ins Unterbewusste zu verdrängen, nicht darüber nachzudenken, mich immer wieder abzulenken und all das Heimweh, die Verlustgefühle, und die Realität, dass Peter für immer von uns gegangen war, wegzuschieben.

Sicher, ich war traurig. Oft plagten mich Zweifel und ich fragte mich: warum hat Gott das zugelassen? ER hätte doch die Kraft und Macht gehabt, diesen gewaltsamen Tod zu verhindern. Wir waren doch damit beschäftigt, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, indem wir Gemeindeleiter für die vielen neuen Akha Christengemeinden ausbildeten. Warum liess es Gott zu, dass wir so plötzlich aus dieser Arbeit herausgerissen wurden?

Manchmal plagte mich auch der Neid, wenn ich andere Familien spazieren sah: Warum dürfen die beisammen bleiben und wir müssen ohne unseren Vater und Ehemann weiterleben?

Manchmal übermannten mich Zweifel. Ist mein Glaube eine Illusion? Warum hat Gott das Ganze nicht verhindert, wenn ER doch allmächtig ist? Dann nahm ich das Buch Hiob zur Hand und las wie Gott diesen Mann geprüft hat. Wie er fast alles verlor was er besass, auch alle seine Kinder. Hiob hatte auch seine Zweifel, auch er kämpfte gegen sein schweres Schicksal. Es war ein langer Kampf, aber schlussendlich bekannte er: „Früher kannte ich Gott nur vom Hörensagen, aber jetzt habe ich ihn von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt.“ Gott kann uns also im Leid ganz neu begegnen, das lernte ich von Hiob.

Die Bücher von Catherine Marshall „im Himmel wie auf Erden“ und Hannelore Risch „Gott tröstet“ hatten mir gezeigt, dass ich nicht die Einzige war, die ihren Mann in jungen Jahren verlieren musste. Und sie halfen mir auch, mein Schicksal zu akzeptieren. Aber bis jetzt hatte ich es einfach nicht zugelassen, mich wirklich meinem Schmerz hinzugeben und echt zu trauern. Er sass immer noch tief in meiner Seele, weil ich ihn mit aller Kraft verdrängt hatte. Ich hatte Angst.

Was passiert, wenn ich loslasse? Werde ich in eine Depression fallen?

An diesem Morgen brachen die Staudämme, die ich aufgestellt hatte in meinem Innern. Ich liess den Schmerz zu. Es tat fürchterlich weh. Wie ein Sturzbach kamen die Tränen und ich liess es einfach zu. Ich weinte und weinte, mehrere Tage lang und ich merkte, es tut mir gut.

Ich wollte mich dieser Trauer stellen, den Schmerz zulassen. Und plötzlich merkte ich, dass der Kloss in meiner Brust anfang sich zu lösen. Mich dem schrecklichen Geschehen zu stellen, den Schmerz in Kauf zu nehmen und zu trauern, das half tatsächlich. Kurt Scher-

rer, der Seelsorger von Radio ERF, hatte in einem Artikel geschrieben: „Tränen müssen geweint und nicht unterdrückt werden. Tränen haben heilende Wirkung. Nicht geweinte Tränen können krank machen. Geweinte Tränen aber lassen die Seele aufatmen. Tränen entlasten den Blutdruck, das Herz, die Nerven. Sie haben heilende Wirkung. Was für den Körper wahr ist, hat auch Bedeutung für die Seele“.

Und jetzt erlebte ich, dass Kurt Scherrer recht hatte. Je mehr ich der Trauer Raum gab und den Schmerz zuliess, umso leichter wurde mir in meinem Inneren. Ich merkte, jetzt fängt meine Seele an zu heilen.

Als der Frühling Einzug hielt und es überall anfang zu blühen, da konnte ich mich zum ersten Mal wieder einwenig freuen. Langsam sah ich wieder Positives in meinem Leben, für das ich dankbar sein konnte. Da waren meine Kinder. Sie waren mein grosser Trost. Sie machten mir viel Freude, waren folgsam und arbeiteten gut in der Schule.

Dann hatten wir eine schöne, helle Wohnung und wir konnten sie einrichten mit hübschen neuen Möbeln. Die vielen lieben Briefe der Anteilnahme und des Trostes hatten auch Geldscheine enthalten. Mit diesem Geld konnten wir uns eine Aussteuer kaufen: Betten, Stühle, Sitzgruppe und Büchergestelle. Der christliche Möbelhändler hatte uns einen grossen Rabatt geschenkt und so reichte es sogar noch für eine Auto-Occasion. Ja, wir waren treu versorgt worden mit allem was wir brauchten, und ich war dankbar für die vielen lieben Freunde, die uns treu unterstützt hatten in den ersten Monaten nach meiner Rückkehr aus Thailand.

Je mehr ich danken konnte für alles Gute, das wir noch hatten, trotz des Verlustes unseres geliebten Vaters und Ehemannes, um so mehr heilten auch meine Wunden.

## Der Akha-Stamm

„Wenn ihr nicht zu diesen Halbwilden gegangen wäret, dann wäre das nicht passiert“, hatte uns damals der Chefarzt des Spitals gesagt um seinem tiefen Schmerz Luft zu verschaffen.

Wer waren denn diese „Halbwilden“ und warum waren wir zu ihnen gegangen? Diese kleingewachsene Gruppe von Menschen sind ein Tibeto-Burmesischer Stamm. Sie leben verstreut in den Bergen und Hügeln von Burma, Thailand, Laos, China und Vietnam. Sie sind Animisten. In ihrem Religions-Verständnis gibt es gute und böse Geister. Krankheiten, Unfälle und andere schlechte Dinge kommen von den bösen Geistern. Deshalb muss man ihnen gehorchen, ihnen Opfer bringen und versuchen, sie in guter Laune zu behalten. Jedes Dorf hat einen Dorfhäuptling und einen Dämonenpriester. Der Dämonenpriester steht mit den Geistern in Verbindung und er sagt den Dorfbewohnern, was sie zu tun haben, ob sie in die Felder gehen dürfen, oder zu Hause bleiben müssen. Ob sie Opfer bringen müssen und wie viele Tiere geopfert werden sollten. Aus den Innereien eines geschlachteten Huhnes liest er an der Hochzeit die Zukunft des Hochzeits-Paares ab. Er ist auch dafür verantwortlich, dass die Festtage, die Rituale bei einem Todesfall oder bei einer Geburt eingehalten werden. Wenn ein Kind geboren wird, das einen zweiten Daumen, also einen sechsten Finger an der Hand hat, oder wenn Zwillinge geboren werden, dann glauben die Akha es seien Dämonen und die Kinder werden sofort nach der Geburt er-

stickt mit Asche. Die Eltern werden gestraft, müssen das Dorf verlassen und im Dschungel leben für eine Zeit, denn sie haben sich offensichtlich mit den Dämonen eingelassen.

Die Wasser-Geister sind besonders gefürchtet. Deshalb müssen die Wasserquellen immer eine gewisse Distanz vom Dorf entfernt sein. Kleinkinder badet man nicht aus Angst, sie könnten von den Geistern gebissen werden und dann erkranken. Deshalb ist die Hygiene unter den Kindern sehr schlecht und die Kindersterblichkeit entsprechend gross.

Die Opium-Sucht hat viele dieser Stammesleute verarmen lassen. Zuerst nahmen vor allem die älteren Männer Opium gegen Schmerzen und wurden dann abhängig. Später entwickelte sich das Opium-Rauchen zu einem gesellschaftlichen Beisammensein und immer mehr jüngere Männer wurden ebenfalls süchtig. Um das Opium zu beschaffen wurde das Familien-Silber, das frühere Generationen gespart hatten, verkauft und die Tracht der Frauen wurde immer armseliger, weil sie ihre Hüte nicht mehr mit Silber schmücken konnten und auch die silbernen Halsringe hergeben mussten.

Das waren also die Stammesleute, die unser Oberarzt im christlichen Spital Halbwilde nannte.

Wie aber kam ein Schweizer Ehepaar auf die krasse Idee, zu diesem Stamm zu gehen und bei ihnen zu wohnen?

## Der unvergessliche Sonntag

Unsere Familie, Vater, Mutter und sechs Kinder waren wie gewohnt unterwegs zum Gottesdienst. Von unserem Dorf Gontenschwil zur Alzbach Kapelle in Reinach marschierten wir eine halbe Stunde Richtung Süden. Wir waren das so gewohnt, denn ein Auto hatten

wir nicht und einen öffentlichen Bus gab es auch nicht auf dieser Strecke.

Im Gotteshaus angekommen suchte sich jedes einen Platz: Vater bei den Männern, Mutter bei den Frauen und wir Jungen bei den andern Jugendlichen der Gemeinde. An diesem Sonntag hielt ein China-Missionar die Predigt über den Text: „So gehet nun hin in alle Welt und predigt die Frohe Botschaft allen Menschen.“

Er musste China verlassen, als die Kommunisten die Herrschaft übernahmen und nun arbeitete er unter den chinesischen Soldaten in Taiwan, die auf diese Insel geflüchtet waren.

Das alles interessierte mich nicht sonderlich, denn ich hatte eigene Pläne für mein Leben. Aber dieser Erich Hauser predigte mit einer ungeheuren Vollmacht und ein Satz nach dem andern traf mich wie ein Keulenschlag. Nach dem Gottesdienst sass ich ganz benommen auf der Bank und als ich mich umblickte merkte ich, dass gerade die letzten Leute den Saal verliessen. Es war unglaublich: Gott hatte zu mir gesprochen auf unmissverständliche Art und Weise: „Dich will ich senden. Dich will ich in der Mission haben“.

Meine Antwort war: „Nein, nein, nein, das will ich nicht!“ Vor mir sah ich Urwald, Bambus-Hütten und viel Armut. Und von Armut hatte ich genug.

In unserer Familie mussten wir den Franken immer zweimal umdrehen, bevor wir ihn ausgeben durften.

Unsere Eltern arbeiteten beide sehr hart, aber sie hatten nur kleine Löhne. Wir Kinder versuchten mit zu verdienen mit Zeitschriften austragen, und von dem Geld kaufte die Mutter unsere Schuhe. Die Kleider nähte sie oft selber, oder dann erhielten wir noch gut erhaltene Kleider von unseren älteren Kusinen.

Ferien, oder ein Auto, daran dachten unsere Eltern schon gar nicht. In einem grossen Pflanzgarten pflanzten sie Kartoffeln und Gemüse, Mutter sterilisierte Früchte und Beeren und sie war froh, wenn überhaupt ende Monat noch genügend Geld da war für den Hauszins von Fr. 50.—

Doch Mutter war grosszügig. Sie liess uns Kinder eine Lehre machen. Wir mussten nicht in der Zigarrenfabrik arbeiten, wie die meisten jungen Mädchen in unserer Gegend.

„Ich wäre so gerne Lehrerin geworden“, sagte sie oft und zeigte uns ihr Schulzeugnis mit den guten Noten. „Aber ich musste schon neben der Schule in die Fabrik, um mit zu verdienen, damit unsere Eltern überleben konnten.“

„Ihr dürft alle eine Lehre machen, aber sie darf nichts kosten“, sagte sie uns. Lehrerin- und Krankenschwester-Ausbildungen kosteten damals noch viel und so blieb die Auswahl zwischen kaufmännischer Angestellten, Verkäuferin oder Näherin. Ich hatte den kaufmännischen Beruf gewählt und war nun kurz vor dem Lehrabschluss.

Vor meinen inneren Augen stand eine schillernde Zukunft: Ins Ausland reisen, Sprachen lernen, Privat-Sekretärin eines berühmten Direktors werden und viel Geld verdienen, damit ich mir ein Auto kaufen, und eine hübsche Wohnung einrichten konnte. So ungefähr sah ich meine Zukunft. Oder dann einen betuchten Mann kennen lernen, ein schönes Haus bewohnen und eine Familie aufziehen.

Und nun dies! Von Gott in die Mission berufen. Nein, das wollte ich nicht!

Eine Frau, die offenbar in meiner Nähe gesessen hatte, sprach mich an: „Ruth, hat Gott dich heute Morgen berufen, in die Mission zu gehen?“ Ich gab keine Antwort. Das ging die doch nichts an. Doch sie fuhr fort: „Ruth, wenn Gott dich gerufen hat, dann geh! Ich hätte auch gehen sollen und habe mich geweigert. Mein Leben wurde dadurch verpfuscht.“



**Oben:** Die ganze Familie vor dem neuen Haus. Ruth, dritte von rechts.

**Unten:** Das Jugendlager im Elsass





Einige Monate wogte der Kampf in meiner Brust. Auf der einen Seite hatte ich ein klares Nein zu diesem Ruf, und auf der andern Seite hatte ich Angst: „Darf man zum allerhöchsten Gott nein sagen? Habe ich das Recht, über mein eigenes Leben zu verfügen, oder muss ich Gott gehorsam sein, damit das Leben gelingt?“

## Das neue Leben

Im Sommer wurde im Elsass ein Jugendlager angeboten und auch wir Jungen aus unserer Gemeinde hörten davon. Das wäre etwas! Auch wenn das Elsass nur eine kurze Strecke von der Schweiz entfernt war, wollten wir doch einmal über die Grenze reisen und die Welt kennen lernen.

Es war ein sehr einfaches Lager, durchgeführt in einem Gotteshaus. Wir Mädchen schliefen auf Luftmatratzen zwischen den Kirchenbänken und für die Burschen hatte man ein Schlafzelt aufgestellt. Eine provisorische Küche war im Freien bereit gestellt worden und im einzigen Saal neben der Kirche hatten wir unsere Zusammenkünfte. Etwas oberhalb der Kirche war ein ebenes Gelände, das wir für unsere Völkerballspiele gut gebrauchen konnten. Wir waren etwa 50 junge Leute aus der Schweiz, dem Elsass und Deutschland und wir hatten es gut zusammen. Die Leiter waren Prediger von Chrischona Gemeinden und ihre Frauen, denen die Arbeit unter Jugendlichen sehr am Herzen lag.

Wir machten Ausflüge und schauten uns Überreste von einer Schlacht aus dem 2. Weltkrieg an, die in dieser Gegend zwischen Franzosen und Deutschen getobt hatte. Als ich über eine Wiese rannte, verstauchte ich mir den Fuss und musste am nächsten Tag zu Hause bleiben. Ich half den Köchinnen beim Rüsten als plötzlich

zwei Mädchen, die im Elsass wohnten, jubelnd auf uns zukamen. „Was ist mit euch passiert?“, fragte ich sie. Überglücklich erzählten sie, dass sie eine ältere Dame dieser Gemeinde besucht hätten. Eines dieser Mädchen hatte immer einen Verband um ihr Bein getragen und nun war er weg. Ihre Wunde, die einfach nicht heilen wollte, war geheilt, denn die Dame hatte für sie gebetet und Gott hatte ein Wunder getan und das Bein geheilt. Was für eine Freude für das Mädchen und ihre Freundin, und natürlich für uns alle.

Ich denke, dass diese Frau auch für unser Lager gebetet hat und Gott auch dieses Gebet erhörte.

Denn am dritten Tag besuchte uns ein junger Theologe und unterrichtete uns in der Bibel. Er sprach über das Thema: „Christus in uns, die Hoffnung der Herrlichkeit.“ (Gal. 2,20) Ich fühlte mich sehr angesprochen von dem was ich hörte und ich merkte, dass ich bis jetzt noch vieles nicht richtig verstanden hatte. Für mich hing Jesus immer noch am Kreuz. Dort hatte er für meine Sünden mit seinem Leben bezahlt. Das hatte ich begriffen. Aber nun öffnete sich mir ein ganz neues Verständnis. Jesus war gestorben, aber am dritten Tag war er auferstanden. Jesus lebt! Und er will in mir leben durch den Heiligen Geist. Jesus möchte mein Herr sein, mein Hirte, mein Führer. Das war für mich neu. Gottes Geist war mächtig am Wirken in unserer Schar. Am Schluss-Abend konnten alle erzählen, was ihnen aufgegangen war in diesen Tagen und wir sassen da bis tief in die Nacht, weil so viele weitergeben wollten, was sie in diesen Tagen erlebt hatten. Es war wunderschön. Jesus war unter uns durch seinen Geist und wir konnten nur danken und anbeten.

Auch ich hatte vieles erlebt: „Jesus, du hast so viel für mich getan. Du lebst und willst in mir leben und so will ich Dir mein ganzes Leben übergeben. Sei Du von nun an mein Herr und Meister. Wenn Du mich in die Mission senden willst, dann bin ich bereit zu gehen.“

Ich gehöre von nun an ganz Dir.“ So hatte ich mit Jesus gesprochen und von diesem Tage an war mir klar: Von nun an wird mich Gott führen und ich will ihm vertrauen und das tun, was er mir zeigt.

## Wie würde Gott weiter führen?

Vorerst arbeitete ich weiterhin in der gleichen Firma, wo ich meine kaufmännische Lehre gemacht hatte, denn kurz vor meiner Abschluss Prüfung heiratete eine Kollegin und zog weg. Die Firmenleitung bot mir ihren Arbeitsplatz an und nun wollte ich vorerst Geld sparen für meine weitere Ausbildung und auch meinen Eltern helfen ihr neues Haus abzuzahlen.

# Hörbuch



Ruth Fankhauser-Wyss

Ein

*anderer*

wird mich führen.....

*Die Geschichte der Abha-Christengemeinden  
in Nordthailand*



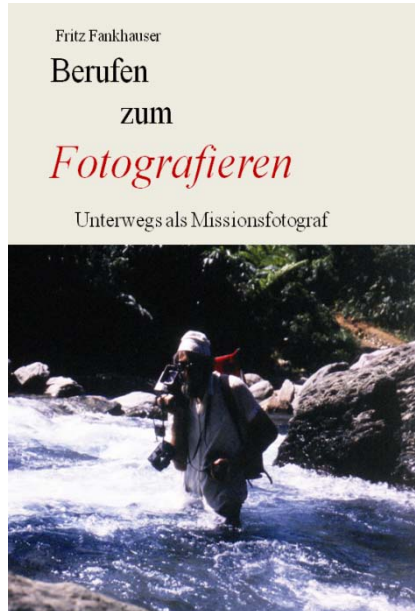
Das Buch „Ein anderer wird mich führen“ ist auch als Hörbuch für Sehbehinderte erhältlich.

Das Buch kann als CD, USB-Stick oder SD-Karte bestellt werden.  
Die Daten sind im MP3-Format

Das Hörbuch ist zum gleichen Preis wie das gedruckte Buch erhältlich.  
**Fr. 15.- plus Porto**

Fankhauser-Foto  
Dorfstrasse 10  
CH-8825 Hütten  
info@fankhauser-foto.ch

Im gleichen Verlag erschienen



Fritz Fankhauser nahm im Jahre 1973 an einem Arbeitseinsatz beim Akhastamm in Nordthailand teil. Peter und Ruth Wyss waren Missionare unter diesem Stamm. Zurück in der Schweiz zeigte der Hobbyfotograf Fritz Fankhauser einige Bilder in einer Ausstellung. Er liess auch Karten drucken, die vor allem von Freunden des Schweizer Zweiges (ÜMG) der OMF (Overseas Missionary Fellowship) verwendet wurden. Darauf wurde Fritz vom Generaldirektor der OMF aus Singapore angefragt, ob er die Bilder zu einem geplanten Buch über die Missionsarbeit in ganz Ost- und Südostasien machen würde. Fritz verbrachte dann vier Monate in Ost- und Südostasien. Nach Erscheinen des Buches und einer grossen Ausstellung in England wurde er von verschiedenen Missionen und Hilfswerken angefragt, um für sie Bilder zu machen. Fritz fotografierte in der Folge fast jedes Jahr irgendwo in Afrika oder Asien. Auf diesen Reisen hat er unglaublich viel gesehen, aber auch viel Bewahrung erlebt.

Taschenbuchausgabe

142 Seiten, 100 Abbildungen

**Preis: Fr. 12.50 (plus Porto)**